

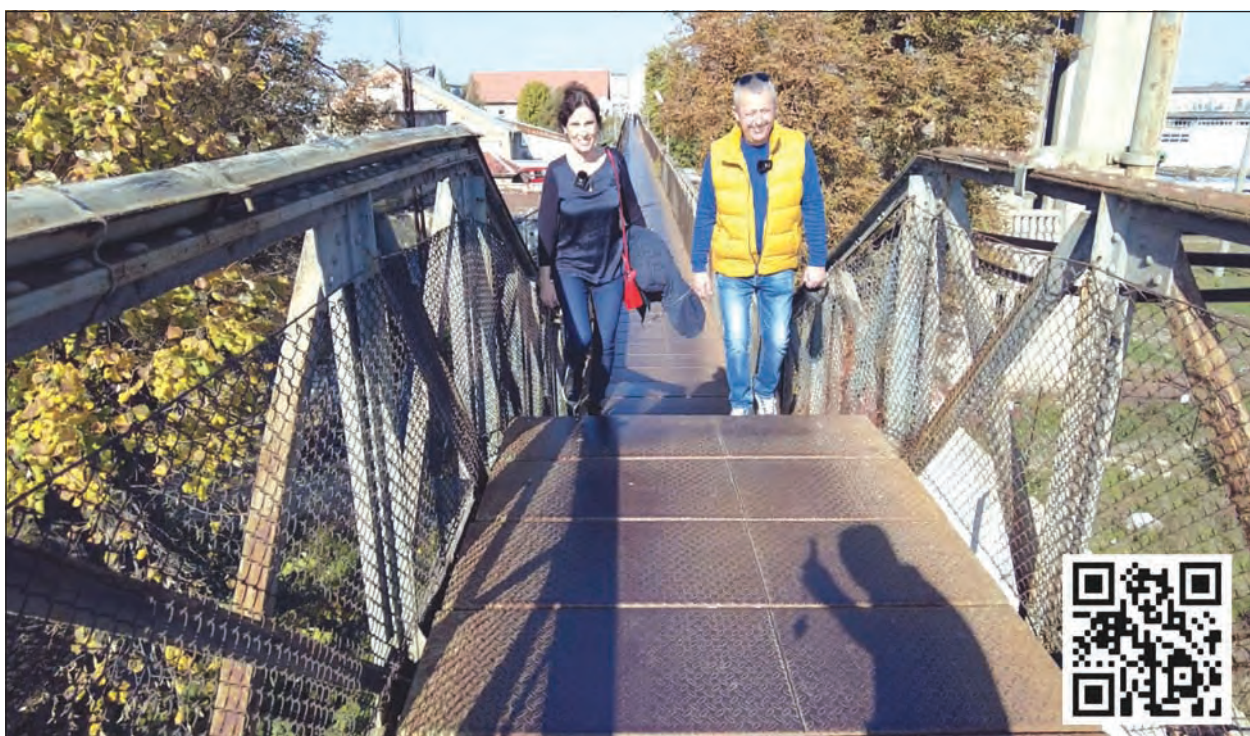


UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Weichenstellungen um die Pasarela

Die Pasarela in Temeswar ist eine Fußgängerbrücke über die Bahngleise des Nordbahnhofs, die das altehrwürdige Viertel Josefstadt mit den nördlich davon gelegenen Quartieren verbindet. Hat man den langen Steg aus der Stadt kommend überquert, landet man zuerst im Viertel Blăscovici, wo Eisenbahn-Angestellte vor hundert Jahren Parzellen für kleine Häuser bekommen hatten. Jenseits davon befindet sich das durch Wohnblocks der 70er Jahre geprägte Viertel Ronaț und der alte Ort Mehala, eine von Temeswars ehemaligen Vorstädten. Die alteinge-

sessenen Temeswarer aus der Josefstadt überschritten also einst die Schienen, um in die ärmlichen und armen Arbeiterviertel um die Mehala zu gelangen - und umgekehrt. Die Pasarela war für Menschen gebaut worden, für Fahrzeuge war der Übergang nicht vorgesehen. Selbst Fahrräder müssen die vielen Stufen auf der Schulter hochgetragen werden, weil es dafür keine Schrägen gibt, wie man sie sonst auf Fußgängerbrücken findet. Das hat zur Folge, dass auf dieser Brücke eine seltsame Entschleunigung eintritt. Man ist auf Schusters Rappen unterwegs, um eine schöne alte Metapher zu gebrauchen, hat auf einmal Zeit, kann



Zusammen mit Bruno auf der Pasarela. Der QR-Code rechts im Bild führt zu einem Video zum Text.



Bahngleis-Überführung 1959. Die Pasarela hat auch den Maler Franz Ferch inspiriert.

Fotos: banat-tour.de

stehen bleiben wann man Lust hat und sich umsehen.

Kommt man wie ich von der Blăscovici-Seite, taucht zuerst majestätisch wie ein Schloss der Wasserturm auf. Erbaut im Jahr 1905, diente er zur Befüllung der Tanks der Dampflokomotiven. Damals gehörte die Stadt noch zu Österreich-Ungarn und jenseits der Bahnlinie entstanden durch den Wiener Einfluss prächtige Jugendstil-Häuser und es fanden rauschende Bälle statt. Meine Urgroßmutter hatte noch davon erzählt. Bleibt man auf der Brücke stehen und blickt hinunter, tut sich eine eigene Welt auf. Man sieht im Hintergrund den Nordbahn-

hof, den Ort von dem aus unterschiedlichste Züge in die Ferne starten. Wie Lebensadern fungieren die Schienen für den Güter und Personenverkehr und führen ins Land und „peste hotare“ (über die Grenzen), um wieder einen alten, diesmal rumänischen Ausdruck zu verwenden, den ich im Temeswar meiner Kindheit gelernt hatte. Zu der Zeit, als ich versessen darauf war, die Pasarela zu überschreiten.

Wir Kinder durften länger stehen bleiben und bestaunten die zahlreichen Weichen. Wir hatten direkt vor Augen, was es für den Zug bedeutete, einen Wechsel auf die eine oder andere Seite zu tun. Unwiderruflich fuhr man in eine andere Richtung, landete an einem anderen Ort und, was ich damals noch nicht verstand, sogar in einem anderen Leben. Demgegenüber waren die Lokschuppen ein Hort der Geborgenheit. Es war ziemlich egal, in welchen „Hambar“ eine Lok über die Drehscheibe fuhr. Sie war in Sicherheit und konnte geschützt die Nacht verbringen. Ich stellte mir vor, dass sie dort schlief, so wie ich an der Hand meiner Mutter runter in die Strada Costinești und dort zu Hause zu Bett gehen würde.

Lange nachdem mich eine Weichenstellung bei unserer Auswanderung nach München gebracht hatte, schauten meine Kinder immer wieder gerne einen Zeichentrickfilm. Es ging um eine kleine Lok, die lebendig war und umgeben von Zügen,

Schienen und Bahnhöfen lebte. Sie hatte ein freundliches Gesicht, bestand zusammen mit ihren Lokomotiv-Freunden viele Abenteuer, konnte natürlich sprechen und schlief, wenn sie müde war.

Es war eine Welt, wie auch ich sie mir als Kind unter der Pasarela vorgestellt hatte. Wohl unter dem Eindruck dieses Kinderfilms begann ich von der Bahnüberführung zu träumen, lief im Schlaf über die klappernden Bretter und schaute den Dampflok hinterher.

Manchmal dauert es im Leben lange, bis sich die Weichen so stellen, dass sich ein Kreis schließt. Erst nach vielen Jahren kehrte ich zu meinem „Ausgangsbahnhof“ zurück. Dort wartete mein Klassenkollege Bruno auf mich, der in dem Viertel, wo wir aufgewachsen sind, geblieben ist. Zu Schulzeiten hatten wir den Weg in die Josefstadt, zur ehemaligen Allgemeinschule Școala generală nr. 8, täglich zweimal zusammen zurückgelegt.

Wir hatten uns verabredet, die Strecke über die Pasarela noch einmal abzugehen. Ich war auf der Brücke erstaunt, wie wenig sich verändert hatte. Bruno fragte mich plötzlich, wann ich zuletzt darüber gegangen bin. Ich überlegte kurz und erinnerte mich, dass es 1980, im Jahr meiner Ausreise gewesen ist. Wir konnten es beide kaum glauben, denn 40 Jahre kamen uns vor wie eine Kleinigkeit an diesem schönen Herbsttag auf der Pasarela.



Im Herbst d.J. fand in Böblingen/ Deutschland das Klassentreffen der Gymnasialabsolventen - Jahrgänge 1970 und 1971 - der deutschen Abteilung in Großsankt Nikolaus statt. Monika Konnert, Hans Wagner, Erika Weber, Edmund Gillich, Brigitte Lufi. Erika Junker, Prof.



Sigried Bahmüller, Johanna Verestek. (Bild links) Hans Dinyer, Else Schmidt, Harry Weber, Hertha Bernhardt. Judith Weber, Prof. Bahmüller, Helga Kolloeth, Hedwig Kolloeth.

Einsender: Hans Dinyer



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Eine Kastanie erzählt... von einer Ausnahmepädagogin in Temeswar

Manchmal reicht ein Duft, um eine Erinnerung heraufzubeschwören, ein Song, ein Kleid oder ein bestimmtes Licht. Von Mensch zu Mensch verschieden sind es unterschiedliche Phänomene und Dinge, die unser Gedächtnis in eine bestimmte Richtung lenken.

Kastanien lassen meine Gedanken immer zu unserem ehemaligen Haus in Temeswar schweifen, das zur Straße hin von vier mächtigen Kastanienbäumen flankiert wurde, deren Kronen sich beschirmend über das Dach erhoben. Pünktlich zum Schulbeginn am 15. September ließen sie jedes Jahr Unmengen ihrer Samen darauf herab prasseln. Die dumpfen Aufschläge, die man schon morgens bis ins Haus hörte, waren das Signal für mich hinaus zu laufen und die ganze herbstliche Pracht zu bewundern. Im Hof und auf der Straße lagen die von uns Kindern schon heiß ersehnten rotbraunen Kugeln und ihre stacheligen Hüllen. Es war Bastelmaterial zu einer Zeit, als wir wenig Spielsachen hatten und nicht wussten, was Lego oder Playmobil war. Nach der Schule konnte ich nicht schnell genug wieder unter die Kastanienbäume eilen, um die herabgefallenen Kastanien aufzusammeln.

Im Herbst 1975 war ich Schulkind geworden. Eltern und Großeltern hatten sich vorher sorgfältig über die deutschen Klassen in der Stadt informiert und sich schließlich für die Școala Generală Nr. 8 in der Josefstadt entschieden. Das Schulhaus gehörte zum Gebäudekomplex der ehemaligen Notre-Dame-Klosterschule, eine in Temeswar berühmte Institution, die schon meine beiden Großmütter besucht hatten. Dort sollte die bekannte und erfahrene Lehrerin Paula Knopf eine letzte Klasse vor ihrer Pensionierung übernehmen. Seit der Nachkriegszeit war Frau Knopf jahrelang als Übungsschullehrerin auch mit der Ausbildung von angehenden Pädagogen betraut gewesen. Sie unterrichtete nicht nur in der Josefstädter Grundschule, sondern arbeitete auch in der Fortbildung für Lehrkräfte und war als auswärtige Mitarbeiterin des Schul-

buchverlags tätig. Der Ruf der Lehrerin Knopf war in Temeswar so hervorragend gewesen, dass meine Familie beschloss, den weiten Schulweg, auf dem ich noch begleitet werden musste, in Kauf zu nehmen.

Es war eine gute Wahl! Die ersten drei Schuljahre waren für mich und wohl auch für meine 40 Mitschülerinnen und Mitschüler wunderbar. Souverän und mit großer Zuneigung pflanzte uns unsere „Genossin Lehrerin“ die Liebe zu Wissen und Bildung ein. Paula Knopf war auf liebevolle Weise streng. Das klingt wie ein Widerspruch, doch sie vereinte eine natürliche, durch große Erfahrung noch gewachsene Autorität mit einem heiteren Wohlwollen für uns Grundschüler. Durch ihre Handpuppe „Kasperle“ kam ein lustiger Gehilfe in unsere Klasse, der immer wieder heitere Stimmung herstellte, in der sonst schon in der ersten Klasse von Konzentration geprägten Arbeitsatmosphäre.

Auch das Fundament für Toleranz und Mitmenschlichkeit wurde in diesen frühen Schuljahren gelegt. Frau Knopf stellte bereits an einem der ersten Schultage, nachdem sie wieder



Die junge Erzählerin im Stachelkleid der Kastanie

Nationalität besser als der andere!“ Und wie gut wir uns verstanden! Eine so gute Klassengemeinschaft wie damals in Temeswar habe ich später nie wieder erlebt.

Wir lernten in diesem kollegialen Klima nicht nur gerne, sondern sporneten uns gegenseitig in Leistung und Ideen an. Die hervorragenden Noten wurden in ein Büchlein eingetragen, rumänisch „carnet“, und den

Klasse für uns Schüler einen Lesezirkel gegründet. So ergab sich die Möglichkeit, nach Unterrichtsschluss in diesem Kreis an kindgerechte Literatur herangeführt zu werden. Unsere Lehrerin machte uns dort mit den Neuerscheinungen der rumäniendeutschen Kinderbücher vertraut. Das waren Werke von Hedi Hauser, Erika Hübner-Barth oder Rikarda Terschak. Vor allem deren

abgekürzt liebevoll statt Genossin genannt haben, nach der dritten Klassenpensioniert wurde, schenkte sie jedem von uns zum Abschied das Lesebuch „Das Rosenmädchen“. Auf die erste Seite schrieb sie mir als persönliche Widmung einen Spruch von Goethe:

„Es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden,

es ist nicht genug zu wollen,

man muss auch tun.“

Damals konnte ich nicht viel damit anfangen. Erst später verstand ich, dass sie mich sehr gut einschätzte, meine Lehrerin. Sie erkannte als erste das Kind, dem alles nur so zuflog, das aber nicht ehrgeizig war.

Durch so gute Förderung fand ich bald Vergnügen daran, selbst Texte zu verfassen. In Schulaufsätzen konnte ich meiner damals schon überbordenden Fantasie freien Lauf lassen. Die gelungensten davon, alle mit der Note 10 im Notenheft bewertet, schrieb ich nochmal in ein Notizbuch, das mein eigenes Geschichtenbuch werden sollte. Dort finden sich z.B. Ausführungen über „Das Leben des Igels“ oder die Beschreibungen „Unser Klassenzimmer“ und „Mein Federkasten“. Dieses Büchlein ging mit auf die Reise, als ich die Schule anlässlich unserer Aussiedlung Mitte der fünfziger Jahre verließ.

Wie wohl das heute zerfledderte Büchlein die Jahrzehnte überdauert hat, ohne ausgemistet und

weggeworfen zu werden? WOLLTE ich es unbedingt aufheben, um später etwas damit zu TUN? Wenn Ehrgeiz und Tatkraft erwachen, wie es mir Paula Knopf subtil ermahnen ins Stammbuch geschrieben hatte und ich all diese Erinnerungen verarbeiten würde?

Darin fand ich vor Kurzem mein damaliges Meisterwerk, einen Aufsatz, ja eine Geschichte mit dem Titel „Eine Kastanie erzählt“. Die Idee als Erzählerin in das grüne Stachelkleid zu schlüpfen, die Perspektive meiner geliebten Kastanien einzunehmen und eine von ihnen zu werden, hatte mich so sehr beflügelt, dass ich für diesen Schulaufsatz die Note 10 mit Sternchen bekam.

Dieser Text ist auch ein Zeugnis davon, wie hervorragend die Schulausbildung in Temeswar noch Ende der 70er Jahre gewesen ist. Die Generation von Frau Knopf hat Wissen gesät, das wunderbare Früchte getragen hat und noch weiter trägt.

Lassen wir als Würdigung dieser wunderbaren Ausbildung die kleine Astrid als Ich-Erzählerin in der Rolle einer stacheligen Kastanie sprechen. Und dadurch zeigen, was die begnadete Lehrerin Paula Knopf einer Schülerin schon in der dritten Klasse beigebracht hatte.

Eine Kastanie erzählt (Mein Aufsatz in der III. Klasse)

Ich wuchs auf einem großen schattigen Kastanienbaum. Doch das wusste ich nicht, denn ich steckte in einem grünen Stachelkleid. Dort war es dunkel und still und ich konnte weder etwas sehen noch hören. Da platzte eines Tages mein Kleid und ein heller Sonnenstrahl fiel mir ins Auge. Mein Baum stand vor einer Schule. Ich sah zum Fenster hinein und staunte: viele fleißige Kinder lernten lesen, schreiben und rechnen. Einige Kinder kamen zu spät. Gerade kam eines der Kinder unter unserem Baum vorbei. Es plauderte lustig mit seinem kleinen Bruder. Vor der Tür trennten sie sich. Ich dachte: wie schade, dass ich nicht unten liegen kann.

*Ein Morgenwind strich durch die Kronen der Bäume. Auf einmal öffnete sich mein Kleid und ich fiel zur Erde... Den ganzen Aufsatz können sie auf **banat-tour.de** finden*



Die Lehrerin Paula Knopf mit einigen Schülern meiner Klasse I.C beim Abschlussfest

Fotos: banat-tour.de

einmal morgens den Katalog vorgelesen hatte, klar: „Eure Namen sagen mir, dass ihr aus deutschen, rumänischen, ungarischen und jüdischen Familien kommt. Wir wollen hier alle gut miteinander auskommen und keiner ist aufgrund seiner Abstammung oder

Eltern stolz jedesmal zur Unterschrift vorgelegt. Zwar reichte die Skala von eins bis zehn, doch die Meisten von uns bekamen kaum mal einen Neuner, so gut wurde der Stoff vermittelt.

Bei so viel Lerneifer und auch Talent hatte Frau Knopf in der dritten

Werk „Drei Kinder und ein Dackel“ wurde der Kinderbuch-Bestseller der damaligen Jahre. Der freche Dackel „Tuppi“ daraus war so beliebt wie Paddington Bär oder Winnie Puh in den heute noch bekannten Kinderbuch-Klassikern. Als unsere „Geno Knopf“, wie wir sie



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Die Welt war voller Mythen

Eine Tour von den Mythen, die im Umkreis von Radna erzählt wurden, in die Villa Stuck nach München und wieder zurück zu einem Bild des Banater Malers Franz Ferch

Als Kind auf dem Dorf waren entweder die gleichaltrigen Spielkameraden interessant, oder die alten Leute. Frauen mit langen dunklen Röcken, Schürzen und Kopftüchern. Oder Männer in zerbeulten Hosen mit Hosenträgern und zerknitterten Hemden, im Sommer durch Hüte gegen die starke Sonne oder im Winter durch Fellmützen gegen die Kälte geschützt. Die konnten und wollten schaurig schöne Geschichten erzählen.

Von der Lissi-Tante, der Schwester meiner Großmutter, die damals im Paulischer Haus schaltete und waltete, habe ich zum Beispiel vom Prikulitsch (Priculici) erfahren, einem Wesen, das sich nachts nach drei Purzelbäumen in einen Hund verwandeln konnte, der bei Vollmond durch das Dorf rannte. Leuten, die spät nachts unterwegs waren, sprang

er so auf den Rücken, dass sie ihn nicht abschütteln konnten und umhertragen mussten. Bei dem Prikulitsch handelt es sich eigentlich um eine Kreatur aus der rumänischen Mythologie, um einen harmlosen Verwandten des Werwolfs, von dem offensichtlich auch die Deutschen im Dorf fasziniert waren. Für uns Kinder war diese Sagengestalt harmlos und wenig beängstigend. Oft genug versuchten wir selbst drei Rollen vorwärts und probten die Verwandlung.

Schlimmer war da schon die Sache mit den „Trutta“ oder Druden, wie man hochdeutsch sagen würde. Sie schlüpfen nachts durchs Schlüsselloch ins Zimmer und setzen sich den Leuten auf die Brust, so dass ihnen die Luft ausgeht. Da ich als Kind schon Asthma hatte, wusste ich, wie sich Atemnot anfühlte. Von den Druden wollte man

nicht heimgesucht werden und ich war froh, dass im Schlüsselloch des Schlafzimmers immer ein Schlüssel steckte.

Der Großvater erzählte die Geschichten vom Sterngucker und vom Goldmacher, denen es schlecht ergangen war. Deswegen sollte man am besten nicht zu lange zum nächtlichen Himmel blicken oder gottgleiche Allwissensansprüche hegen, denn das brachte Pech, mahnte Opa. Dabei war der Sternenhimmel in Paulisch durch die fehlende Straßenbeleuchtung so atemberaubend schön, dass man einfach hinsehen musste.

Meine Fantasie haben diese nur mündlich tradierten Geschichten der Alten außerordentlich beflügelt. Ich habe eine Vorliebe für alles, was mit Mythologie zu tun hat. Im Rahmen meiner Gästeführertätigkeit in München hatte ich bald die Bilder des Malers

Franz von Stuck für mich entdeckt. In der Villa Stuck, seinem ehemaligen prächtigen Wohnpalast, in dem heute die Werke zu bewundern sind, wurden Bilder wie „Die Sünde“, „Der Wächter des Paradieses“ oder „Die Wippe“ schnell zu meinen Favoriten. Stuck, geboren 1863 in Bayern und aus einfachen Verhältnissen stammend, stieg in München schnell durch sein Talent und sein Gespür für den Zeitgeist zum erfolgreichen Malerfürsten auf. Seine Werke, die dem Symbolismus und damit im weiteren Sinne dem Jugendstil zuzurechnen sind, greifen Themen aus der antiken Mythologie auf. Oft malte er auch Fabelwesen wie Nymphen, Faune und Zentauren. Erotik war dabei ein zentrales Thema seiner Malerei. In der Villa Stuck war auch ein riesiges Atelier untergebracht, wo, bis zu seinem Tod im Jahr 1928, zahlreiche und sündhaft teure Werke entstanden. Diese wurden häufig von Schülern unter seiner Anleitung ausgeführt.

Der Banater Maler Franz Ferch studierte in den Jahren 1925-1927 bei Stuck in München. Im Katalog zur Ausstellung 2018 von Peter Krier und Hans Rothgerber fiel mir sofort ein besonderes Bild auf. Es trägt dort den Titel Hexentanz und datiert auf das Jahr 1926. Der Einfluss Stucks in dem Gemälde ist unverkennbar, sowohl bei der Farbigkeit, den hell-dunkel Kontrasten und vor allem bei dem dargestellten Motiv. In der Bildmitte befinden sich ein Faun und eine Nymphe, mythologische Wesen, die sich miteinander vergnügen.

Genau genommen stürzt sich der dunkel behaarte bocksbeinige Wüstling auf seine hellhäutige und rothaarige „Beute“, der diese Art der Annäherung offensichtlich Spaß macht. Beide grinsen den Betrachter in frivol-erotischer Pose an. Es ist das einzige Bild im Ausstellungskatalog von 2018 mit explizit erotischem Kontext.

Welches Geheimnis birgt dieses Bild? Es tanzt im Werk Ferchs un-/gehörig aus der Reihe. Das Gemälde ist wohl in München entstanden. Es wurde laut Katalog von Annemarie Podlipny-Hehn (1975) in Temeswar im Jahr 1927 ausgestellt. War Temeswar damals offen für solche Kunst oder hatte es der junge Künstler nach der Ausstellung nach München zurückgebracht und dort veräußert? Heute befindet es sich jedenfalls wieder in der bayerischen Landeshauptstadt.

Mir kam es auf den ersten Blick wie ein echter Stuck vor. Wie sehr der Münchener Meister dem „Zauberlehrling“ aus dem Banat den Pinsel geführt hat, zeigt auch die Signatur. Ferch zeichnet exakt wie der Malerfürst. Er setzt in Großbuchstaben Vor- und Nachnamen mit der Jahreszahl zu einem Quadrat untereinander. Besonders ähnlich wirkt die Unterschrift durch den gleichen Vornamen, Franz und den Nachnamen, der bei beiden aus 5 Buchstaben besteht. Diese Signatur benutzte Ferch wohl nur in den 20er Jahren unter dem Münchener Einfluss. Danach änderte sich nicht nur die Unterschrift komplett.

Ins Banat zurückgekehrt wandte sich Ferch anderen Stilrichtungen zu. Der Mythos war aus der Bilderwelt des Banater Malers Franz Ferch wohl für immer verschwunden.



Franz von Stucks auf Holz gemaltes Bild „Faun und Nymphe“ (vor) 1893
Abbildungen: banat-tour.de



In der Bildmitte befinden sich ein Faun und eine Nymphe, mythologische Wesen, die sich miteinander vergnügen.



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Die Pistole im Brunnen

Von Astrid Ziegler

Den Ziehbrunnen in unserem Hof in Paulisch gibt es seit ewigen Zeiten. Früher ließ man den Eimer an einer Kette hinunter, hörte wie das Wasser hinein schwappte und drehte dann das Rad bis er schwer gefüllt wieder zum Vorschein kam. Ein tägliches Workout nicht nur für Schultern und Arme, sondern für den ganzen Körper. Man musste die Wassereimer auch noch über den Hof und die Treppe hinauf in die Küche schleppen. Aus

dem Eimer schöpfte man, wenn man Durst hatte, mit einem Emaille-Becher das köstlich-kühle, frische und schmackhafte Brunnenwasser.

Als ich nach Paulisch zurückkehrte, funktionierte die Wasserversorgung immer noch über den Brunnen. Inzwischen beförderte jedoch - wie langweilig - eine Pumpe das kostbare Nass an die Oberfläche. Über Jahrzehnte war in der ganzen Gegend der Grundwasserspiegel gesunken und viele Brunnen versiegt. Unser Brunnen hatte noch wenig

Wasser, das jedoch sandig und von minderer Qualität war. Mit dem Einbau eines Badezimmers und dem Anschluss an die Wasserleitung zog dann endlich Komfort ins Haus ein. Wir wussten das durchaus zu schätzen, denn auf Dauer war es doch beschwerlich sich über dem „Lavor“ (Waschschüssel) zu waschen.

Es kam aber häufig vor, dass die Wasserversorgung stundenlang wegen Reparaturen an den maroden Leitungen unterbrochen wurde. Daher beschlossen wir, wieder Wasser aus unserem alten Brunnen sprudeln zu lassen. Dafür heuerten wir ein auf Bohrungen spezialisiertes Familienunternehmen an. Es war sehr mutig von den Männern, sich angeseilt in den scheinbar unendlich tiefen Schacht hinunter zu lassen. Zusätzlich mussten sie sicherstellen, dass es dort unten genug Sauerstoff und keine toxischen Gase gab, die eine Ohnmacht verursachen konnten. Dort unten stellte sich heraus, dass der Wasserspiegel im Brunnen nur noch einen halben Meter betrug. Beim Säubern des Brunnenbodens von Dreck, Schlamm und Schlick tauchte ein seltsamer Gegenstand auf. Das Metall war zwar schon erodiert, die Form ließ aber keinen Zweifel zu: Es handelte sich um eine Pistole!

Wir waren erstaunt und aufgeregt, denn mit dem Fund kamen Fragen auf. Wie lange war die Waffe



Da man im Dorf nicht sicher war, beschloss eine Paulischer Familie, sich in den Weinbergen zu verstecken.

Fotos: banat-tour.de

dort unten gelegen? Wer hatte sie aus welchem Grund in den Brunnen geworfen? War es im Zusammenhang mit dem Krieg geschehen?

In der Nähe von Paulisch hatten im September 1944, als die Russen schon in Rumänien waren, schwere Kämpfe rumänischer Einheiten mit Horthy-Truppen stattgefunden. Zu den gefallenen Kämpfern gehörten junge Kadetten aus der Unteroffizierschule Radna (Școala de subofițeri Radna) und ihr Kommandant Ioan Fătu. Ihnen zu Ehren wurde 1974 das berühmte Helden Denkmal errichtet, das Paulisch landesweit bekannt gemacht hat.

Wie alle Deutschen des Ortes waren auch meine Großeltern damals in großer Aufregung. Ein Glück, dass mein Großvater, als ehemaliger Offizier in der rumänischen Armee, zu

Hause bei Frau und Kindern war. Sie lebten damals mit den Eltern und der Familie der Schwester meiner Oma in dem großen Hans zusammen. Die Großfamilie, Verwandte und Nachbarn kamen im großen Zimmer zusammen, um zu beraten, wo man Schutz suchen könnte. Da man im Dorf nicht sicher war, beschloss eine Gruppe, sich in den Weinbergen zu verstecken. Meine Mutter, damals drei Jahre alt, erinnert sich noch daran, wie die kleinen Kinder in einer Hütte auf dem Berg auf den Tisch schlafen gelegt wurden. Doch russische Soldaten durchstreiften inzwischen auch die umliegenden Hügel und nahmen Großvater und Urgroßvater fest. Beide kamen nach Lippa ins Gefängnis, bis sich geklärt hatte, dass sie Zivilisten waren. In dieser gefährlichen Zeit voller

Angst und Verunsicherung brachte der Cousin meiner Mutter, damals Anfang zwanzig, eine Pistole ins Haus. Diese Geschichte war mir damals, als wir den seltsamen Brunnenfund gemacht hatten, von einem Nachbarn erzählt worden, der sehr gut mit der Familie befreundet war. Woher die Pistole stammte, wusste er nicht mehr. Aber er wusste, was damals im Haus geschehen war. Die Schwester meiner Oma, Mutter des leichtsinnigen jungen Mannes, hatte ihm die gefährliche Waffe unter lautstarkem Schimpfen entwendet und sie verschwinden lassen. Der Brunnen, dessen Wasser inzwischen wieder 6 Meter tief ist, schweigt wie ein Grab. Die Vermutung liegt aber nahe: Die „Mudder“, alias Lissi-Tante, alias Lissi-Oma, hatte die Pistole in den Brunnen geworfen.



Der alte Ziehbrunnen



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Ene mene miste, unterwegs mit der Kiste

Ein Abzählreim, den wir Mitte der 70er Jahre in der Allgemeinschule (rum. Școala generală) Nr. 8 in Temeswar in der Pause verwendeten, ging so: Ene mene miste, es rappelt in der Kiste, ene mene meck und du bist weg.

Aufeinmal war ich weg, hatte Abschied genommen von Großeltern, Freundinnen und Freunden, der Schule, der Ge-

burtsstadt und dem Elternhaus, von meiner geliebten Hündin Bessi, kurzum dem ganzen glücklichen Mikrokosmos, in dem ich bis dahin gelebt hatte. Auf meine Mutter und mich warteten mein Vater und eine andere Welt. Eine Welt, in die uns der „Orientexpress“ genannte Zug 1980 von Curtici nach München brachte.

Im Lastenwaggon reiste auch eine Holzkiste mit verzollten Habseligkeiten wie Geschirr, Handtücher, Kleider, immer-

hin auch ein paar Lieblingsspielsachen, auf die ich bestanden hatte, mit.

Die Aushängeschilder der neuen Welt bemerkte ich schon auf der Fahrt vom Münchener Hauptbahnhof zur ersten Unterkunft. Es waren riesige neonfarbene Lichtreklame-Bänder am Stachus. Im nächtlich dunklen Temeswar der damaligen Zeit war so etwas völlig undenkbar gewesen. Ich staunte, als wäre ich in einem Wunderland angekommen.

Doch Barbie-Puppen,

Lego-Steine, Jeans und Adidas konnten mich nicht darüber hinwegtrösten, dass ich die Temeswarer Spielgefährten vermisste. Wie eine dunkle Fee hatte eine Lehrerin, durch mein Weggehen gekränkt, mir zum Abschied den Satz mit auf den Weg gegeben: Spersă fii fericită acolo! (Hoffentlich wirst du dort glücklich werden!) Anfangs war ich tatsächlich alles andere als froh über meine Verpflanzung. Der große Kreis von Bezugspersonen war zusammengeschrumpft, die Temeswarer Vorstadtvilla mit Patina und Garten zum Einzimmerappartement in München geworden, die wilde Freiheit der Kindheit in Rumänien erst mal dahin.

Einwandererschicksal ist es nunmal, sich umzuorientieren, neu zu sortieren und an die Gegebenheiten anzupassen. Und so lernte ich schnell, dass man z.B. in der Schule nach dem Aufrufen nicht hochspringen und stramm stehen muss. Muskelfieber war hier ein Muskelkater. Auch in München gab es ganz prima Spiele auf dem Pausenhof, wie Gummi hüpfen, durch die ich auch hier Freundschaften schließen konnte. Schon nach kurzer Zeit schien mich nichts mehr



Astrid „1976“ mit ihren Mitschülerinnen und Mitschülern im Hof der „Școala Generală“ Nr. 8 in Temeswar

von der Münchener Jugend zu unterscheiden. Weder Klamotten noch Hobbies, auch kein Akzent und kein Musikgeschmack.

Als genauso so viele Jahre seit meinem Abschied in Temeswar vergangen waren, wie bei einem Countdown, hatte ich die maximal mögliche Anpassung und Integration vollzogen. Unter der Oberfläche der typischen Bundesdeutschen, die ich geworden war, gab es aber eine Sehnsucht, die mich zu den Stätten der Kindheit zurückzog. Es

dauerte noch einige Jahre, dann packte ich die alte Holzkiste, die die Zeit im Keller überdauert hatte, ein zweites Mal. Diesmal reiste sie in einem Möbellaster Richtung Osten bis nach Paulisch. Dort hatte ich das Elternhaus meiner Großmutter erworben. Auch diesmal enthielt die Kiste Hausrat, den mir meine Oma für meinen dortigen Haushalt geschenkt hatte. Heute hat sie als Truhe für Feuerholz neben dem Kachelofen im großen Zimmer einen Ehrenplatz.



Rechts die Auswanderer- bzw. Rückwanderer Kiste im Paulischer Haus meiner Urgroßeltern

Fotos: banat-tour.de

Astrid Ziegler ist nach dem Studium von Geschichte und Germanistik als Gästeführerin der Stadt München tätig und auch in Paulisch zu Hause. Sie veröffentlicht aktuell auch auf der Website banat-tour.de.



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Unterwegs in einer vergangenen Welt (Teil 4)

Die Postkartensammlung meiner Billede Urgroßmutter

Auch ein weiteres Phänomen von welthistorischer Bedeutung spiegelt sich in dem Billede Postkartenalbum, nämlich die Inflation. Auf einer Karte, die an Johann Pierre adressiert und auf den 23.08.1923 datiert ist und deren Ansicht die schöne Kirche in Pullach im Isartal zeigt, finden sich äußerst interessante Briefmarken. Über das ursprünglich geringe Porto von 25 Mark ist in dicken schwarzen Zahlen und Buchstaben ein neuer Betrag gedruckt, nämlich die unvorstellbare Summe von Zwanzigtausend Mark pro Marke.

Die Geldentwertung hatte sich im Laufe des

Jahres 1923 immer weiterbeschleunigt. Wer seinen Lohn nicht gleich nach Erhalt wieder ausgab, konnte sich schon Tage, manchmal Stunden später kaum mehr etwas davon kaufen. Die Menschen rechneten bald in Bündeln statt in Scheinen. Ich stelle mir vor, wie man mit der Schubkarre zum Briefmarkenkaufgehen musste. Erst Ende 1923, nach der Einführung der „Rentenmark“ durch die Währungsreform, wurde die Inflation beendet. Alle Bildpostkarten im Album haben gemeinsam, dass es sich um hochwertige Drucke von Gemälden oder Fotos han-

delt, die als künstlerisch wertvoll einzustufen sind. Das verbindende Element nach dem gesammelt wurde, ist die Qualität der Objekte.

Eines der zauberhaftesten Motive der Sammlung zeigt Haus und Hof eines typischen Anwesens im Banat mit zwei in Tracht gekleideten Frauen. Im Hof stehen Oleanderbäume, die in hölzerne Kübel gepflanzt sind. Der Titel des Bildes „Der Sonntagsbesuch“ lässt mich wieder an das Billede Haus und seine damaligen Bewohner denken. Auch dort gab es noch in meiner Kindheit neben vielen anderen exotischen Pflanzen Oleander. Ich stelle mir vor, wie Geselligkeit und Gastfreundschaft das Leben dort vor dem ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit geprägt haben. Die hohen Räume erfüllt von Betriebsamkeit und den Stimmen von Elsa und ihrer, meiner Familie. Ich würde mich gerne dazugesellen bei einem Glas Rosenwasser (ein Getränk, das ich seit meiner Kindheit im Ba-

nat nie mehr getrunken habe) und ihren Erzählungen lauschen. Ich würde vielleicht auf meine Identität zu sprechen kommen. Dass ich auch nach so vielen Jahren in München auch ein bisschen Billederin bleiben werde. Das würde sie bestimmt freuen, waren doch auch sie sowohl Billede Schwaben und Banater Deutsche, patriotische Kinder Österreich-Ungarns und gleichzeitig reisefreudige Europäer. Heimatverbundenheit und Weltoffenheit stellten für sie keine Gegensätze dar. Ich lege das Album - unseren Familienschatz - zur Seite und denke an meine Urgroßmutter, die liebe Elsa, die das Buch in glücklichen Jugendtagen im Banat, in Unkenntnis der schweren Schicksalsschläge, die kommen sollten, angelegt hatte. Es wurde bei uns trotz turbulenter Zeiten von Generation zu Generation weitergegeben, so wie es später auch meine Kinder bekommen werden.

(Schluss)



Der Sonntagsbesuch von Stefan Jäger als Postkarte



Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg als Propagandamedium
Fotos: banat-tour.de

Astrid Ziegler ist nach dem Studium von Geschichte und Germanistik als Gästeführerin der Stadt München tätig und auch in Paulisch zu Hause. Sie veröffentlicht aktuell auch auf der Website banat-tour.de.



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Unterwegs in einer vergangenen Welt (Teil 3)

Die Postkartensammlung meiner Billede Urgroßmutter

Einen großen Raum nehmen Postkarten des Ersten Weltkriegs ein, was die Frage aufwirft, wie sich das Thema Krieg in die Sammlung eines jungen, romantischen Mädchens einfügt. Neuere Studien zu Bildpostkar-

ten im Ersten Weltkrieg weisen auf deren zentrale Rolle als Propagandamedium hin. Durch die Kombination von qualitativ hochwertigen Bildern und eigenen Texten entwickelte sich eine große emotionale Durch-

schlagskraft. 10 Milliarden Karten, die als Feldpost kostenlos befördert wurden, hielten den Kontakt zwischen den Soldaten an der Front und der Heimat aufrecht. Auch im Sammelalbum meiner Urgroßmutter finden sich Karten, die an den Verlobten oder den Bruder als Feldpost geschickt wurden.

Betrachtet man die Karten, die in unserer Billede Sammlung den Weltkrieg zum Thema haben, fallen eine Reihe von sehr ästhetischen Stücken ins Auge, die wie auf der Rückseite gekennzeichnet, von dem Maler Brynolf Wennerberg gestaltet und im Verlag Albert Langen gedruckt wurden. Dieser schwedisch-deutsche Künstler war Mitarbeiter der bekannten Satirezeitschrift „Simplizissimus“ in München gewesen. Nach Ausbruch des Krieges 1914 schuf er im Zuge der allgemeinen nationalen Kriegsbegeisterung eine Serie von patriotischen Postkarten, in denen er sein Lieblingsmotiv aufgriff, nämlich die Darstellung von jungen schönen, modisch gekleideten Frauen. In Kombination mit den Soldaten in Uniformen und stilvollem Ambiente entstehen ide-



Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg als Propagandamedium

alisierte Szenen, die mit der grausamen Kriegsrealität nichts zu tun haben. In dem schönen Album von Elsa fügen sich solche Idyllen perfekt in die Sammlung der romantischen jungen Frau ein.

Anders verhält es sich jedoch mit der Serie der österreichischen Postkarten, die laut Rückseite 1916 zum Wiederaufbau zerstörter Karpatendörfer und zur Unterstützung von Witwen und Waisen gedruckt worden waren. Hier befinden sich

Soldaten in K.u.K. Uniformen in heroischer Pose im Eifer des Gefechts. Wenngleich die Darstellung auch hier nicht viel mit der tatsächlichen, sinnlosen Brutalität des Krieges zu tun hat und z.B. Gefallene oder Verstümmelte, dereresjavielle Millionen gegeben hat, nicht gezeigt werden, so finden wir doch Szenen, in denen Soldaten unter großer Anstrengung für Kaiser und Vaterland kämpfen. Damit findet die Kriegsrealität ihren

Niederschlag in der Postkartensammlung und man kann sich die Sorge vorstellen, die die Frauen zu Hause um ihre Freunde, Brüder oder Verlobte empfunden haben. Elsa zumindest hatte Glück, ihr zukünftiger Ehemann, mein Urgroßvater Johann Pierre, der auch als Offizier im Krieg gewesen war, kehrte zurück, die beiden hatten noch vor Kriegsende am 29.06.1918 geheiratet.

(Fortsetzung folgt)



Hochzeitsbild meiner Urgroßeltern Elsa und Johann Pierre
Fotos: banat-tour.de



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Unterwegs in einer vergangenen Welt (Teil 2)

Die Postkartensammlung meiner Billede Urgroßmutter

Meine Urgroßmutter stellte also keine Ausnahme mit ihrem Postkartenbuch dar, sondern lag voll im Trend. Dass die Sammlung jedoch trotz Krieg, Flucht und Deportation erhalten geblieben ist, zeigt deren große Bedeutung für die ganze Familie.

Alte Ansichtskarten sind heute nicht nur we-

gen ihrer Briefmarken begehrt, sie dienen auch als Belegstücke und Hilfsmittel für andere Forschungsbereiche. Inwieweit die Postkarten von Elsa Pierre für die Banater Heimatforschung oder darüber hinaus bedeutend ist, bedarf noch intensiverer Beschäftigung.

Die Sammlung, die

meine Urgroßmutter hinterlassen hat, umfasst 147 Ansichtskarten, etwa die Hälfte davon beschrieben. In dem schon stark beschädigten Album war ursprünglich Platz für weitere, die im Lauf der Jahre verloren gegangen sind. Die älteste Karte stammt aus dem Jahr 1901, die letzten im Konvolut wurden in den 20er Jahren verschickt. Adressaten sind verschiedene Mitglieder der Familie Kleitsch und Pierre, die Absender bilden ein Netzwerk von Verwandten, Bekannten und Freunden. Deren Mitglieder reisten z.B. bis nach Pullach i. Isartal, Tschechien oder Dalmatien und sendeten Grüße, Glückwünsche oder Lebenszeichen nach Billed. Die größte Entfernung hat eine Postkarte aus Kairo zurückgelegt, die Elsas Bruder Imré (oder Emme-

rich, wie er in manchen Schreiben genannt wurde) im Jahre 1911 an seine Angehörigen geschickt hatte. Auch über Geburten und Todesfälle in der Familie, die immer weiter verzweigt auch in Ungarn lebte, wurde per Postkarte informiert.

Blättert man in dem dicken Sammelalbum, fällt auf, dass die Bildmotive thematisch sortiert waren. Da gab es „Kinderkarten“ mit süßen Haustieren, Blumenmotive, Jagdszenen, Landschaftsbilder oder sehr ästhetische Frauendarstellungen. Diese sind wie Mannequins in der damaligen Mode gekleidet, oft mit floralem Schmuck versehen, Ikonen des Jugendstils und muten wie Ahninnen der heutigen Supermodels an.

Anhand der wunderschönen Karten kann man sich vorstellen, wie behü-

tet meine Urgroßmutter in Billed in der Vorkriegszeit aufgewachsen ist. Es spiegelt sich darin zuerst das Leben einer gutbürgerlichen Familie, die trotz des frühen Todes des Vaters zusammenhielt und sich häufig per Post austauschte.

Viele Karten sind in ungarischer Sprache geschrieben, die meisten müssten aufgrund der schwer lesbaren Handschrift noch entziffert werden. Doch der Kinderwortschatz an die



Das Postkartenalbum

Fotos: banat-tour.de

kleine Sammlerin ist leicht zu verstehen: Der lieben Elsa werden viele Grüße, Küsse und Glückwünsche gesendet.

(Fortsetzung folgt)



Das Billede Haus meiner Urgroßmutter



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Unterwegs in einer vergangenen Welt (Teil 1)

Die Postkartensammlung meiner Blieder Urgroßmutter

Wenn ich als Kind bei meinen Blieder Großeltern zu Besuch war, spürte ich, dass ihr großes Haus ein ganz besonderer Ort war. Ich schritt ehrfurchtsvoll durch die großen Zimmer, bestaunte die schweren Eichenmöbel im Wohnzimmer, die ewighohen Doppeltüren, deckenhohe Bücherregale und den riesigen Schreibtisch meines Urgroßvaters, auf dem der Panzer einer Schildkröte stand. Spielsachen gab es im ganzen Haus nur wenige, dafür einen Flügel, auf dem ich herumklimpern durfte, ohne dass es die Erwachsenen gestört hätte. Und wenn doch, dann waren sie froh, dass ich beschäftigt war und ließen sich nichts anmerken.

Am liebsten aber hielt ich mich im Omalein-Zimmer auf, dem Reich meiner Urgroßmutter Elsa. Sie war damals schon über 80 (Elsa Pierre, geb. Kleitsch ist am 13.12.1893 in Lowrin geboren), wirkte jedoch noch wunderbar mädchenhaft mit ihrer zierlichen Gestalt, dem verschmitzten Lächeln und den langen, noch dunklen, durch einen Kamm hochgesteckten Haare. Ich wusste damals noch nicht, dass sie ihren Sohn



Ikonen des Jugendstils, Ahninnen von heutigen Supermodels

Fotos: banat-tour.de

im Krieg und ihren Mann im Bärägan verloren hatte. Mit Kindern wurde darüber nicht gesprochen. Elsa hatte einen Schaukelstuhl im Zimmer, in dem ich eine gefühlte Ewigkeit sitzen konnte. Das ganze Zimmer wirkte wie verzaubert, als sei die Zeit in ihrer Jugend stehen geblieben. An den Wänden hing ein selbstgemaltes Stillleben, in der Vitrine glitzerte Kristall und auf der Kommode standen Fotografien aus vergangenen Jahren: Elsa mit ihren Geschwistern, als schöne junge Frau, als glückliche Braut und schließlich mit der eigenen Tochter, meiner Urgroßmutter. Alles war schön, doch auf der Kommode, oder war es in der Vitrine, lag ein ganz besonderer Schatz: Das Al-

bum mit der Postkartensammlung, die unser „Omalein“ seit ihrem 11. Lebensjahr angelegt hatte. Es war das kostbarste und feinste Buch, das ich bis dahin gesehen hatte. Der Deckel war massiv und mit dem Relief eines Mädchens verziert. Im Inneren steckten kunstvoll bemalte Karten in Schlitz, so dass man sie vorsichtig entfernen und auch die Kehrseite ansehen konnte, die meist beschriftet war. Was damals für mich als 10-Jährige das schönste Kinderbuch der Welt darstellte, ist heute für mich ein Dokument der Familiengeschichte und ein einzigartiges historisches Zeitzeugnis. Gerade die Rolle meiner Urgroßmutter als Sammlerin und damit Bewahrerin der Kultur

dieser speziellen Epoche ist mit dieser Untersuchung zu würdigen.

Das Sammeln und Erforschen von Postkarten nennt man Philokartie. Der Begriff wurde schon Ende des 19. Jahrhunderts geprägt, nachdem die Ansichtskarte als Kommunikationsmittel einen großen Aufschwung erlebt hat und bezeichnet ein Phänomen zwischen (Sammel-)Leidenschaft und Wissenschaft. Besonders in Deutschland, aber auch in anderen deutschsprachigen Ländern wie z.B. Österreich, waren Anfang des 20. Jahrhunderts Ansichtskarten-Alben so modern geworden, dass dieses Sammelfieber als „Deutsche Epidemie“ bezeichnet wurde.

(Fortsetzung folgt)



Die Autorin, verwandelt in eine Ikone des Jugendstils

ANZEIGE

Betonwerk in Deutschland sucht Mitarbeiter für **Produktion von** Betonfertigteilen sowie einen Land- bzw. Baumaschinenschlosser.

Anforderungen: Alter 25 - 45 Jahre, Fachkenntnisse, Deutschkenntnisse erwünscht, Arbeit in max. 2 Schichten an 24 d/m

Konditionen: Festanstellung mit allen Versicherungen, Unterbringung im Wohncontainer, Nettolohn (nach Abzug Quartierkosten) je nach Leistung **1.400 - 1.800 EUR/m**

Bei Interesse: E-Mail p.j.staedeutner@t-online.de

Baudokumentation aus der Baragan-Deportation

Von Astrid Ziegler

Vor einiger Zeit hat mir mein Vater Hans-Herbert Roman ein für unsere Familie sehr wertvolles Schreiben anvertraut. Es handelt sich dabei um den letzten Brief seines Großvaters Johann Pierre aus Billed, den er aus der Baragan-Tiefebene an seine drei Enkelkinder geschrieben hatte. Der Ingenieur und Heimatforscher sowie seine Frau Elsa Pierre waren wie viele andere zum Billeder Bahnhof beordert und am 21. Juni 1950 ins Nirgendwo der Baragan Steppe deportiert worden. Auf meine Frage nach dem Warum, weshalb man zwei alte Menschen, schon über 60 Jahre alt, vor den Augen ihrer Enkelkinder in einen Viehwaggon steckt und ins Unbekannte bringt, zuckte mein Vater mit den Schultern. „Sie waren

Großbürger und Intellektuelle, für die neuen kommunistischen Machthaber in Rumänien feindliche Elemente“. Man wollte solche „personae non gratae“, solche unerwünschte Bürger des Landes aus der Grenzregion zu Jugoslawien, wo Tito inzwischen eine für Rumänien verdächtige Politik betrieb, entfernen. Statistiken nennen 40.000 Deutsche, Rumänen, Ungarn, Mazedonen, Juden, Bulgaren und andere, die betroffen waren. Sie sollten in der Baragan-Steppe neue Dörfer bauen, wie es die Vorfahren der Banater Schwaben einst im Banat getan hatten. Vom Säugling bis zu den Alten wurden die Leute mit ihrer Habe in die Waggons gepfercht und auf offenem Feld ausgeladen. Dort hausteten sie in notdürftig gebauten Hütten,

bis sie nach großen Anstrengungen und Kosten kleine ärmliche Häuser bauen konnten.

In dieser Situation schreibt mein Urgroßvater nun an meinen Vater. Schon auf den ersten Blick fiel mir das Außergewöhnliche an diesem Brief auf. Das achtseitige Schreiben ist bebildert und bei genauem Hinsehen erkennt man auf den schwarz-weiß Fotos die Dokumentation seines Hausbaus! Zu den Bildern, die er selbst gemacht hatte und in Galați entwickeln ließ, liefert er die Beschreibung des jeweiligen Bauabschnittes. Daraus ergibt sich sogar eine brauchbare Anleitung zum Bau eines schilfgedeckten Lehmhauses.

Da stellt sich unwillkürlich die Frage, warum tat er das? Und warum schickte er die Dokumentation des Hausbaus an die Enkelkinder und nicht etwa an die Tochter.

Um die Motivation seines Schreibens zu verstehen, muss man sich nochmal die Situation beim Abschied am Billeder Bahnhof vor Augen führen. Die weinenden Enkelkinder und die verzweifelte Tochter sehen hilflos zu, wie die Alten weggebracht werden. Wir wissen das aus den Aufzeichnungen der Großmutter Elsa Pierre, die in

dem Buch „Und über uns der blaue endlose Himmel“ darüber schreibt. Johann Pierre versucht nun in dem Brief für die Kinder eine „Normalität“ herzustellen und sie durch die Baudokumentation zu beruhigen. Es findet sich darin kein Wort der Klage und keine Schilderung der Verzweiflung. Rationalisierung war in der Krise für ihn ein Mittel der Bewältigung. Trotz Krankheit und Alter bewährt er sich als Überlebenskünstler 100 Tage lang in der abgebildeten Hütte. Im Brief zeigt er, dass er Bauherr eines Hauses ist, dessen Entstehung er plant, koordiniert und überwacht. Voller Stolz berichtet er seinen Enkeln darüber. Auf dem letzten Bild sind meine Urgroßeltern mit dem fertigen Haus zu sehen. Johann Pierre steht aufrecht und sorgfältig mit Hemd und Krawatte gekleidet davor, seine Frau Elsa blickt aus dem Fenster. Das Tragen der Krawatte, dieses Symbols einer bürgerlichen Existenz, deren man die Deportierten ja berauben wollte, wirkt wie ein Akt des Widerstands. Er beweist Haltung und die Haltung gibt ihm Halt.

Sein letzter Brief, der gleichzeitig die erste Post war, die mein Vater bekam, hat für uns Ver-



Ingenieur Johann Pierre mit Krawatte und seine Frau Elsa mit ihrem fertigen Haus Fotos: privat

mächtnis-Charakter. Er ermahnt zum Schluss seine Enkel Franz, Hanschen und Christa, fleißig zu lernen und lädt sie ein, zu ihm zu Besuch zu kommen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Ihr Großvater war ein paar Monate nach dem Schreiben tot. Er verstarb ohne medizinische Versorgung wohl an einer Hepatitis, die er sich im Baragan unter den schlimmen Lebensbedingungen der Deportation zugezogen hatte. Sein Tod verhinderte auch die Fer-

tigstellung der Billeder Dorfmonografie, die er so gerne vollendet hätte.

Uns bleibt heute nur der Brief und seine Botschaft, sich nicht unterkriegen zu lassen. Die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen nennt man Resilienz. Die Menschen, die in den Baragan deportiert worden waren, waren nicht nur Opfer, sondern haben die schlimme Situation mit Würde bewältigt. Ihr Leid, aber auch ihre Tatkraft, dürfen nicht vergessen werden.



Die Seiten 4 und 5 von insgesamt 8 des Briefes von Johann Pierre über den Hausbau in der Deportation



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

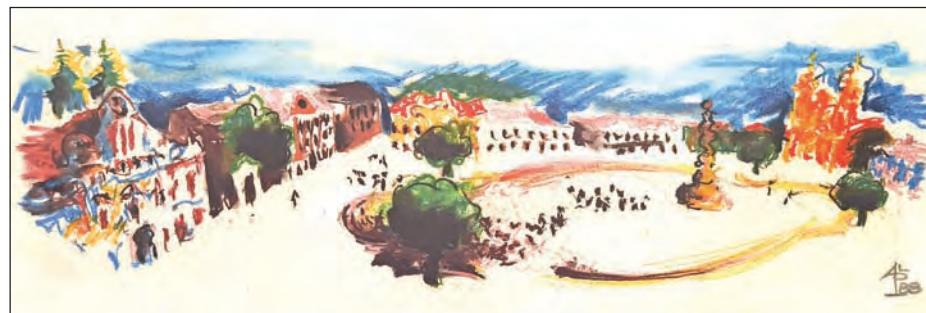
Zwei Bilder aus Temeswar

In unserem Haus in München hängen zwei Bilder, die den Domplatz von Temeswar zeigen. Sie wurden von Pompiliu Alămorean, dem Vater meiner Schulfreundin Alina als Kreidezeichnungen im Jahr 1988, kurz vor dem Umsturz des Ceaușescu-Regimes geschaffen. Das erste bekam ich gleich im Herbst 88, als ich nach dem Abitur zu Besuch bei Alina war, meiner besten Freundin in Temeswar, mit der ich zuvor viele Jahre nur Briefkontakt gehabt hatte. Die Freude über unser Wiedersehen ließ uns ein paar Tage lang die schlimmen Verhältnisse, die damals in Rumänien herrschten, vergessen. Das letzte Jahr vor der Revolution, die im Dezember 1989 in Temeswar stattfinden

sollte, war ein absoluter Tiefpunkt, selbst für die kommunistische Mangelwirtschaft, die den geplagten Leuten schon vorher zu schaffen gemacht hatte. In den Geschäften gab es praktisch nichts mehr zu kaufen, die Versorgung mit den Gütern des täglichen Gebrauchs erfolgte unter der Hand durch Tausch. Wenn doch was in die Läden kam, bildete sich vor dem Geschäft sofort eine viele Meter lange Schlange.

Rückblickend bin ich immer noch gerührt, wie herzlich ich damals aufgenommen wurde. Alinas Familie teilte ihre rationierten Lebensmittel mit mir. Ihre Mutter Gabriela tischte mir, dem Gast aus dem Westen, die köstlichsten Gerichte auf. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich wusste, dass sie wegen meines kurzen Besuchs die Le-

bensmittelbons für einen ganzen Monat verbrauchen. Beim Abschied bekam ich dann auch noch dieses wunderbare Bild geschenkt. Es wurde vorsichtig eingerollt, so dass es leicht im Koffer zwischen Wäschestücken versteckt erfolgreich über die Grenze geschmuggelt werden konnte. Das Gemälde hängt heute bei uns im Wohnzimmer, wo es uns täglich gegenwärtig ist. Es zieht den Betrachter wie durch einen Sog mitten auf den Domplatz / Piața Unirii auf die zentralen Bauwerke Dom und Pestsäule, die in warmen gelb-orangen Tönen aus dem Bild heraus leuchten. Die anderen Bauwerke sind nur skizziert, was die zentrale Botschaft des Bildes noch zusätzlich unterstreicht. Auch die Figuren auf dem Platz, es sind Menschen und Pferdewagen ange-



Stimmung vor dem Sturm, wie im ersten Bild, nur aus anderem Blickwinkel, wie von einer Drohne aufgenommen.

deutet, treten in unscheinbaren Brauntönen als Statisten in den Hintergrund, um einem besonderen Spektakel Platz zu machen. Hinter der gelborange brennenden Domkirche, zieht in blaugrünem Kontrast, der nicht stärker hätte ausfallen können, ein Unwetter auf. Die „Message“ des Bildes ist ganz klar: Im altehrwürdigen Temeswar, wofür metaphorisch der Domplatz als gute Stube der Stadt gewählt wurde, braut sich was zusammen! Hatte Pompiliu als Künstler eine Vorahnung, dass das Ceaușescu-Regime am Ende war und spiegelt sich diese Vision in seinen Bildern? Er hat 1988 eine ganze Serie mit unterschiedlichen Formaten aber gleichem Motiv geschaffen, immer der Domplatz in dieser krassen Gewitterstimmung. Die zeitgeschichtlich-politische Dimension der Werke war mir noch nicht bewusst.

Ein Jahr später begann in Temeswar der Umsturz

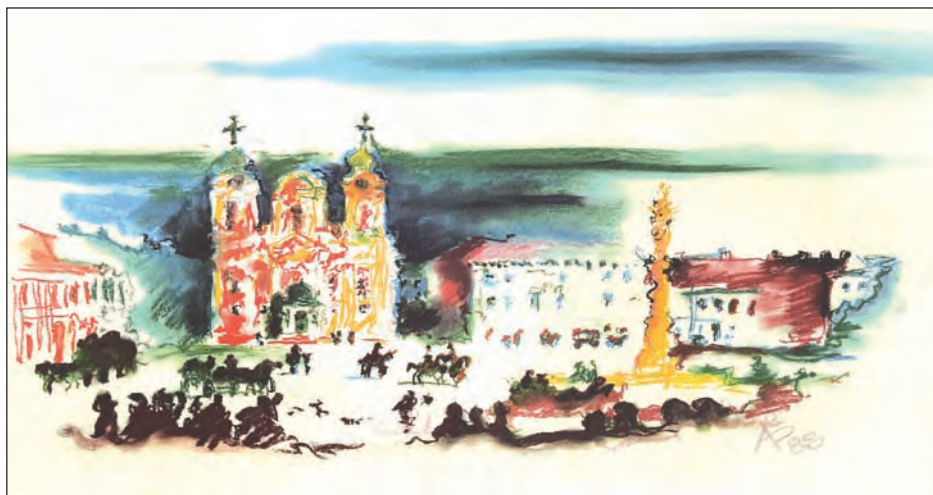
der Ceaușescu-Diktatur. Hunderttausende demonstrierten vor der Oper und an anderen Plätzen der Stadt. 1104 Menschen bezahlten den Widerstand mit dem Leben, als Truppen den Aufstand niederschlagen sollten, tausende wurden verletzt. Pompiliu Alămorean spielte bei der Temeswarer Revolution eine wichtige Rolle und wurde anschließend der erste Bürgermeister der befreiten Stadt.

Ich besuchte meine Geburtsstadt erst zehn Jahre später wieder. Inzwischen hatte sich mein Leben stark verändert. Zwei meiner Kinder, denen ich meine alte Heimat zeigen wollte, waren diesmal mit dabei. Natürlich besuchte ich auch Alinas Eltern wieder. Damals, im Jahr 1999, bekam ich das zweite Bild geschenkt, es hängt heute über meinem Schreibtisch.

Der Betrachter schaut aus der Vogelperspektive auf den Platz. Der Dom glüht im gleichen warmen Gelborange im rechten

Bildrand. Hinter der langen Silhouette der Palais, durch das Querformat zusätzlich betont, ziehen diesmal dunkelblaue flächig aufgetragene Gewitterwolken auf. Also ähnliche Stimmung vor dem Sturm, wie im ersten Bild, nur aus anderem Blickwinkel, wie von einer Drohne aufgenommen. Für mich spiegelte das neue Bild mein gewandeltes Verhältnis zu Temeswar. Der zeitliche Abstand zur Stadt meiner Kindheit war größer geworden. Doch die starke emotionale Bindung zu meiner ehemaligen Heimatstadt ist immer noch da. Inzwischen ist Temeswar eine Europäische Metropole geworden, bald wird es Europäische Kulturhauptstadt sein. Schade, dass Pompiliu Alămorean, der erste Bürgermeister des freien Temeswars das nicht mehr erlebt.

Der Geist der Freiheit und der Weltoffenheit aber, für die er und viele andere damals gekämpft hatten, ist aus der Stadt nicht mehr wegzudenken.



Im altehrwürdigen Temeswar, wofür metaphorisch der Domplatz als gute Stube der Stadt gewählt wurde, braut sich was zusammen!



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

Mater Dolorosa

Von Astrid Ziegler

Der Besuch des Wallfahrtsortes Maria Radna gehörte schon immer zur willkommenen Abwechslung im rhythmischen Reigen der Ferientage in Paulisch. Zweimal gab es für mich jeden Sommer die Gelegenheit, zur schönen Radnaer Kirche unter der alten Burgruine Šoimoš zu gelangen, zu Maria Himmelfahrt am 15. August und Maria Geburt am 8. September. Bis heute versuchen wir, diese Tra-

ort Maria Radna an einem Platz entstanden ist, der über eine besondere positive Energie verfügt.

Das merkten im Laufe der Geschichte zahlreiche illustre Gäste: Kardinäle, Bischöfe, Grafen und Barone statteten Kirche und Kloster ihren Besuch ab. Der ranghöchste Gast war 1768 Kaiser Josef II. höchstpersönlich, der vom wohl organisierten Betrieb im Kloster und dem Zauber des Ortes so angetan war, dass er huldvoll gesagt haben soll: „Wäre ich nicht Kaiser in

bild wurde mir schon von meinen Großeltern gezeigt. In der riesigen Kirche, die damals größer wirkte als jedes Bauwerk, in dem ich jemals war, hing es klein und dunkel über dem Altar. Wäre der prachtvolle silberne Rahmen, vom Wiener Goldschmied Maria Theresias hergestellt, und die 1820 vom Erzbischof von Esztergom gestifteten goldenen Kronen nicht gewesen, ich hätte es aus der Ferne gar nicht erkennen können.

Von dieser Geschichte und den speziellen Wunderkräften des Bildes erfuhr ich 2015 nach der Renovierung der Kirche bei einer fachkundigen Führung durch Pfarrer Andreas Reinholz.

Monsignore Reinholz erzählte die Legende von einem aus Italien stammenden Bild aus Papier mit dem Antlitz der Gottesmutter, das in der von den Türken in Brand gesetzten, lichterloh in Flammen stehenden Kapelle nicht verbrannte. Die Darstellung wurde von den Franziskaner-Patres aus den Trümmern der völlig zerstörten Kirche gerettet.

Diesem ersten Wunder aus dem Jahr 1695, dessen Kunde sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Region verbreitete, folgte bald eine neue unglaubliche Geschichte. Bei einem weiteren Angriff auf die Kapelle scheiterte ein türkischer Soldat, der die Anhöhe erklimmen wollte wieder am sanften Widerstand Marias. Der Huf seines Pferdes versank dermaßen in einem erweichten Stein, dass die Attacke abgebrochen werden musste. Dieses Stück Fels, mit der Einkerbung durch den Pferdefuß, das sich heute in der Kirche befindet, wurde uns durch Pfarrer Reinholz gezeigt. Von der Wundertätigkeit auf Fürsprache der Gottesmutter zeugen auch die zahlreichen silbernen Votivgaben im Altarraum, alle von Menschen gespendet, die auch Wunder erfahren hatten.

In einem Gang des Kloster-Museums, in dem 500 Votivbilder ausgestellt sind, überfiel mich

die Erinnerung an mein erstes „Sightseeing“ in Radna, damals mit den Großeltern. Wir waren nach dem Gottesdienst auch den langen Korridor mit den gemalten Marienbildern abgesprochen und ich staunte über die vielen Darstellungen. So viele erkrankte Menschen hatten nach ihren Gebeten Genesung erfahren und zum Dank Bilder malen lassen, die der Kirche geschenkt wurden. Auf die Fürsprache der mächtigen Gottesmutter und Beschützerin Maria geschehen Rettung, Heilung und Wunder.

In diesen letzten Ferien in Paulisch sollte ich im Sommer vor unserer Ausreise nach Deutschland auch eine andere Maria kennenlernen. Als damals die Neupaulischer Kirche renoviert wurde, brachte man alle beweglichen Gegenstände daraus in den Hof meiner Lissi Tante. Im Schuppen, vor Regen geschützt, standen Weihwasserbecken, Kerzen und allerhand liturgisches Gerät herum. Ich betrachtete die sonst aus der Ferne verehrten Statuen, berührte sogar verstohlen die Heiligen, die sonst Tabu waren, um zu fühlen woraus sie gemacht waren.

Eine überraschende Entdeckung machte ich nach der Inspektion im Hof auch im Haus, im großen Zimmer, das damals unbenutzt und staubig vor sich hin schlummerte. Beiläufig vom Gang eingetreten schaute ich auf einmal in ein Gesicht. Meine Augen hatten unvergesslich Blickkontakt zu dem Antlitz in einem Gemälde aufgenommen. Ich blieb wie gebannt stehen, setzte mich vor das ziemlich große Bild und betrachtete es. Es stellte eine sitzende junge Frau dar, die mit Tränen in den Augen leidend zum Himmel blickte. An dem blauen Schleier und der Art der Darstellung erkannte ich sofort, dass es Maria war. Doch ihrem Schmerz ausgeliefert saß sie da, die Himmelskönigin. In ihrer Brust wo das Herz gemalt war,

steckte nämlich ein Dolch. Ich konnte damals, ganz nah ran gehen und mich hautnah vergewissern, was die Seherworte Simeons, in der Kirche verlesen zu Mariä Lichtmess bedeuten: „Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen“. Ich sah das Schwert im stilisierten Herzen, die Tränen, das leidende Gesicht und meine Kinderseele fühlte mit dieser verzweifelten Mutter. Mir war sofort klar, dass die Gottesmutter, die so viele Menschen

endgültigen Abschied noch so oft wie möglich treffen. Mich beschlich eine Vorahnung, dass sich mein Leben für immer verändern würde. Ich sollte in die Welt hinausgehen, erwachsen werden, Söhne und Töchter haben. Aus Sorge um sie habe auch ich kleine Stiche, wie von Nadeln, im Herzen gespürt.

Das Bild, das man nach der Renovierung nicht wieder in die Kirche zurückgebracht hatte, verschwand nach der Wende. Wenn ich daran denke,



Gnadenbild in der Wallfahrtskirche

Fotos: Hans Rothgerber

gerettet hatte, dem Schicksal ihres Sohnes machtlos gegenüber stand.

Seit dieser ersten Begegnung schlich ich immer wieder in diesen letzten Ferien in Paulisch zu „meiner“ Maria, als wollte ich sie vor dem

schimmert aber der Glaube von damals noch durch. In solchen Augenblicken danke ich ihr, der schmerzreichen Mater Dolorosa, dass es meinen Kindern gut geht und bitte sie, den Dolch von meinem Herzen fernzuhalten.

Zum morgigen Geburtstag, alles Gute, beste Gesundheit an Dr. Johann Fernbach, Vorsitzender des DFDB

Das Redaktionsteam der Banater Zeitung



Wallfahrtskirche Maria Radna

dition aufrecht zu erhalten.

In Radna merkte ich schon als Kind, dass Kloster und Wallfahrtskirche, die aus der Ferne wirkten, als würden sie sich am Ende der pannonischen Tiefebene an die dahinter gelegene Hügelkette der Westkarpaten schmiegen, ein außergewöhnlicher Ort waren. Steigt man die hohe Treppe zur Kirche hinauf, die von Papst Johannes Paul II. im Jahr 1992 zur Basilika Minor erhoben wurde und blickt über die Marosch Richtung Lippa, wird einem klar, dass der Wallfahrts-

Wien, möchte ich Guardian in Radna sein“. Für zehntausende Christen zahlreicher Nationen aus dem südosteuropäischen Raum, die jährlich durch eine beachtliche, durchs Brauchtum geregelte Logistik zur Gottesmutter pilgern, ist der Ort heilig.

Sogar zu Zeiten des Kommunismus war die Schar der Gläubigen in Radna, trotz aller Repressalien der Kirche gegenüber, sehr groß. Ich erinnere mich an die überfüllte Wallfahrtskirche in meiner Kindheit, in der wir uns in die Schar der Pilger einreihen. Das Gnaden-



UnterWEGs mit Astrid Ziegler

In der Heimatstube in Billed: Zeitreise zurück in die Kindheit

In Billed gibt es ein ganz besonderes Museum, das eigentlich mehr ist als eine Sammlung von Gegenständen aus früheren Zeiten. Steigt man die Treppe zur „Heimatstube“ hoch, betritt man eine Welt in der die Zeit stehen geblieben zu sein scheint. Man gelangt in ein Haus, das so eingerichtet ist wie vor 100 Jahren. Unsere Großeltern und Eltern haben in den Schwabenhäusern in solchen Räumlichkeiten gelebt.

Gleich neben der Treppe rechts befindet sich die Küche mit dem gemauerten Herd, auf dem Töpfe und Pfannen stehen, über dem eingestickter Spruch hängt. Statt Waschbecken und Wasserhahn gibt es Krug und Waschschüssel. Und schon werde ich beim Anblick der alten Gegenstände wie durch eine Zeitmaschine in die Kindheit zurück versetzt. Ich sehe die Lissi Tante in Paulisch in ihren weiten Röcken, auf dem Kopf ein schwarzes Kopftuch an so einem Holzofen stehen, auf dem ein großer Topf ist. Das Mittagsläuten war das Signal gewesen schnell heim zu laufen, eine Uhr hatte ich nicht gebraucht. Ich denke auch an die Gerüche in dieser Küche, eines meiner Lieblingsgerichte war gekochter „Kukruz“, die Maiskolben,

aus dem Garten frisch geerntet, wurden in den grünen Blättern gekocht. Sie rief: „Händ wasche, esse kumme!“ Ich erinnere mich an den Handgriff, mit dem ich kaltes Brunnenwasser aus dem Krug in die Schüssel schüttete, eine Wasserleitung gab es dort damals natürlich nicht! Das große Stück Kernseife war aus Schweinefett und Natronlauge selbst gemacht.

Der nächste „Raum“ in der „Heimatstube“ ist das Schlafzimmer. Zwei wuchtige Holzbetten bedeckt mit hoher „Bettzich“ (Federbetten) lassen erahnen, dass es nachts im Winter, wenn das Feuer im Ofen ausgegangen war, richtig kalt werden konnte. Ich weiß das aus eigener Erfahrung, denn in unserem Haus in Paulisch heizen wir mit dem gleichen uralten Ofen, der in der Heimatstube inzwischen zum Museumsstück geworden ist. Über den Betten hängen als einziger Wandschmuck die obligatorischen Heiligenbilder, denn die Leute waren sehr gottesfürchtig. Zwischen den Betten, wie süß, eine Wiege. Wer beruhigte das Kind und wurden die Babys, wenn sie unruhig waren, wohl auch ins Elternbett genommen? Aus Erzählungen habe ich gehört, dass die Säuglinge oft mit Mohn beruhigt wurden,



Hans Rothgerber beim Fotografieren mit der 360-Grad-Kamera

Foto: banat-tour.de

die trockenen Kapseln, die auch zu meiner Zeit im Garten wuchsen, waren meine Rasseln.

Im Kleiderschrank, zu dem man damals „Kasten“ sagte, hängen Kleider aus den Naturmaterialien Wolle, Baumwolle und Leinen, von örtlichen Schneidern und Schneiderinnen für ein halbes Leben kunstvoll gefertigt. Die Nähmaschinen, mit denen dieses „Gwand“ gefertigt wurde, sind auch in der Ausstellung zu besichtigen. Man sieht dort

auch eine uralte Waschmaschine, die nicht nur voll ökologisch und klimafreundlich war, sondern, da mit Muskelkraft betrieben, auch gut für die Fitness. Die Stoffe fühlen sich fest an, als würden sie Halt geben in rauen Zeiten. Interessant, sich vorzustellen, wie es wäre, nur die paar Kleidungsstücke zu besitzen, die in diesen Schrank passen. Wenigstens musste man sich nicht in viele Gedanken machen bezüglich der Garderobe;

man schlüpft in das blaue Leinenkleid und geht ins Wohnzimmer, in die Stube.

Dort würde ich gerne nochmal Karten spielen mit meinem Großvater. Mein Oti hat damals stundenlang mit mir Sechsendsechzig gespielt. Ich sehe ihn mischen, ich hebe ab, er deckt den „Trumpf“ auf, kein Mensch hätte damals gedacht, dass man bei diesem Wort mal an einen amerikanischen Präsidenten denken wür-

de. Wir spielen passioniert, jeder von uns will die Partie gewinnen, am besten sieben mal hintereinander. Das größte Kinderglück war, wenn es gelang, den Gegner zum „Schneider“ zu machen. Über die Ecke, in der das alte Werkzeug und allhand Alltagsgegenstände gelagert sind, die ich zum Teil auch noch von meinen Großeltern kenne, ist der kleine Rundgang durch die Ausstellung beendet.

In der Billeder Heimatstube öffnet sich dem Gast nicht nur eine vergangene Welt, sondern man fühlt sich sofort so geborgen wie zu Hause, nicht zuletzt dank der Gastfreundschaft der Familie Csonti vom Forum der Billeder Deutschen. Es ist dort alles vorhanden, was man in einem Haushalt gebraucht hat. Für Besucher, die das bäuerliche Leben in den Banater Dörfern noch kennen gelernt haben, werden durch diese Exponate zahlreiche schöne Erinnerungen geweckt. Man würde sich dort am Liebsten einschließen lassen, um eine Zeit lang dort zu leben. Ohne elektrische Geräte, Fernsehen, Smartphone und Internet. Und darüber nachdenken, wie wenig man gebraucht hat, um glücklich zu sein.